

Hommage
 Die Philosophin, Tänzerin, Aktivistin – Ecuadorianerin und Freiburgerin – Mónica Alarcón ist früh gestorben. Ihre Freund*innen erinnern sich.
 ►► Seite 3



Recht auf Bildung
 Über Selektion, Chancen, Gerechtigkeit und Auseinandersetzungen im deutschen Bildungssystem.
 ►► Seiten 4–9



Menschenrechte
 Würde und Wohnen, Grundrechte und der Fischer von Lampedusa im Freiburger Theater.
 ►► Seiten 10–11



Europa
 Die Schwester-Zeitung aus dem vielfältigen Lissabon und ein künstlerischer Austausch zwischen Freiburg und Besançon.
 ►► Seiten 14–15




▲ Engstirnigkeit, Verwertbarkeit, Individualismus, Elitarismus, Ungerechtigkeit, Separation, Leistungsdruck: **Hey, Teacher, leave us Kids alone.**

Foto (Andreas-Gordon-Schule, Erfurt): kwasibanane

Művelődéshez való jog **Recht auf Bildung** Kundè i nigil
 Pravo sikaimaske 教育を受ける権利 Droit à l'éducation Eğitim Hakkı
 Derecho a la educación Право на образование Diritto all'istruzione
 Право на освіту Oikeus koulutukseen
 Dreptul la educație Haki ya elimu Το Δικαίωμα στην Εκπαίδευση

»Die Migrantenkinder stellen sich völlig unrealistische Ziele: Sie wollen Astronauten werden oder Schauspieler, Schriftsteller und Fußballspieler«, hört man oft von deutschen Pädagogen. Und wovon sollten sie eher träumen? Altenpfleger und Straßenbauer zu werden? Schon mal mit einem *Albtraum Schule* aus dem Schlaf aufgeschreckt? Dort können Erwachsene ihre Macht und Privilegien nutzen, um zu entscheiden, wer von den jungen Menschen wohin gehört. Kinder von Zuwanderern sind

nicht schlechter in der Schule, beweisen die neuesten Studien (S.4). Und warum sollten sie das eigentlich sein? Die Schulwahl hängt hierzulande in erster Linie von der sozialen Herkunft ab. 28% der Migrantenkids und 31% der deutschstämmigen Kinder, deren Eltern Hauptschulabschluss haben, erreichen das Abitur – kaum ein Unterschied. Dass Zweisprachigkeit für das Lernen kein Problem ist, ist seit 40 Jahren Konsens. Die Schule sollte diese wertvolle Kompetenz in einer globalisierten

Gesellschaft fördern und Unterricht in anderen Sprachen anbieten, wie in Finnland, Schweden und Kanada. Leider ist der Respekt für Mehrsprachigkeit in den pädagogischen Köpfen hier noch nicht angekommen (S.8). Bei Wikipedia steht, der Auftrag der Schule sei neben Qualifikation und Sozialisation auch »Selektion – Auslese und Zuweisung einer sozialen Position.« Dieser »Auftrag« bezieht sich aber nur auf das deutsche Schulsystem und ist bei Wikipedia in anderen Sprachen nicht zu finden. Am

Beispiel Italien kann man sehen, wie es anders gehen kann (S. 8). Wie können die Rechte der Kinder auf Bildung bei dem Machtungleichgewicht zwischen Jung und Alt, Reich und Arm, Ansässigen und Migrant*innen geschützt werden? Was denken Eltern darüber? Das lesen Sie in unserem Schwerpunkt. Außerdem finden sich auf den folgenden Seiten viel südeuropäisches Flair, ein sonniger *In*Ort, ein Kreuzworträtsel und eine köstliche Süßigkeit aus Portugal.

Anzeige

Coffee to go In Freiburgs Mehrwegbecher



Becher zurück
Mehr weg
to go
Becher zurück

Freiburg Cup
Ich bin dabei!

www.freiburgcup.de
Erhältlich in über 100 Cafés und Bäckereien

Jetzt reden Tud Dret und Bobbele

Ein großer Dank an alle, die für eine Erhöhung der städtischen Förderung der InZeitung beim Online-Beteiligungs-haushalt gestimmt haben. Die Erhöhung ist nötig, weil die Mittel, die wir durch Projekte und von Sponsoren kriegen, nicht immer reichen, um drei Nummern pro Jahr herauszugeben. Wir freuen uns dabei sehr über die tollen Kommentare und eine unerwartete Diskussion! Hier dokumentieren wir einen Auszug der Diskussionsbeiträge:

■ **Frida:** Eine Zeitung, die meine Familie einfach liebt!

■ **Barbara:** Ich lese jede Ausgabe dieser Zeitung von vorne bis hinten und finde sie unerlässlich in der Medienlandschaft Freiburgs.

■ **Bobbele im Vauban:** Ich lese die InZeitung sehr gerne. Das ermöglicht andere Blickwinkel und erweitert den Horizont. Besonders interessant finde ich, wie Menschen mit anderen kulturellen Hintergründen Freiburg und Deutschland erleben. Die meisten Eigenarten und Macken, die man oft auch an sich selbst wiederfindet, bemerkt man ja sonst nicht, weil man es ja nicht anders kennt.

■ **Clemens:** Print ist ein Auslaufmodell und darf nicht mehr gefördert werden. Allein die Tatsache, dass die Printausgabe nicht wirtschaftlich agieren kann, zeigt, dass die Nachfrage äußerst gering ist. Einsparungen sind dringend notwendig. Im Rahmen der Digitalisierung der Stadt könnte jedoch auf einer kommunalen Bürgerplattform ein entsprechender Bereich eingerichtet werden.

■ **Christiane:** Ich lese die InZeitung seit Beginn ihres Erscheinens. Sie ist definitiv nicht durch ein Onlinemedium zu ersetzen, das dann eine Menge LeserInnen nicht erreichen würde z. B. ältere oder aus anderen Gründen nicht PC-affine Menschen, die aber gerne eine gedruckte Zeitung lesen.

■ **Gerd:** Print ist kein Auslaufmodell. Das zeigen die jüngsten Erfahrungen französischer Tageszeitungen, deren Auflagen gegenwärtig kräftig steigen. In Zeiten explodierender Netz-Informationen und der Konkurrenz der Netzinhalte ist dem Printmedium weiterhin Aufmerksamkeit sicher. Die hervorragende gemachte Zeitschrift darf nicht in digitalen Nirvana verschwinden...

■ **Antonio Fusco:** Die Initiative ist gut und unterstützenswert. Allerdings könnte man meiner Meinung nach

hier Geld sparen und die Printausgabe einstellen!

■ **Halunke:** Online Shopping kann für mich den Besuch auf dem Markt nicht ersetzen oder eine Facebookfreundin nicht eine echte Freundin. Die Zeitungslektüre lässt sich am Frühstückstisch mit dem Tablet nicht austauschen. Sie können das für sich persönlich anders empfinden, Sie sollten allerdings nicht fordern, dass alle Mitbürger*innen von Print auf online umsteigen müssen.

Ich lese auch vieles online, aber ich lese es anders: ich schnappe Kurzinfos auf, doch online setze ich mich nicht tiefergehend mit guter Literatur oder gutem Journalismus auseinander.

Ganz abgesehen davon



wird es im Internet zunehmend schwieriger, seriösen Journalismus aus dem Meer von Fakenews, Hetzbotschaften und herausgeschrieenen unbegründeten, schlecht oder gar nicht recherchierten Behauptungen herauszufiltern. Guter Journalismus braucht Print!

■ **bobby:** Eine sehr informative und gut gemachte Zeitung mit gesellschaftlich wertvollen Beiträgen und gerade in diesen Zeiten besonders wichtigen Inhalten. Herzlichen Dank an alle Macher*innen. Auch wenn ich sonst in vielen Fällen für eine digitale Form bin, halte ich hier die Print-Version unbedingt unterstützens- und erhaltenswert. Viel mehr sollte die irrsinnige Flut von Print-Werbung gesetzlich deutlich eingeschränkt werden!

■ **Anna:** InZeitung ist informativ und INTERESSANT: Spannende Geschichten und scharfsinnige Analysen. Anders, als das, was oft in der Presse zu sehen ist.

■ **tud dret:** Warum eine Papierzeitung? Leute, die jetzt mit der Zeitung erreicht werden, würden bei einer ausschließlichen Online Ausgabe nicht mehr erreicht. Ich selbst lese keine Zeitung online. Obwohl ich mich sehr für die Umwelt engagiere, bin ich für eine In-Zeitung auf Papier. Die Zeitung ist klein aber fein, erscheint nur ein paar Mal im Jahr und finanziert sich zum Glück nicht, wie andere Zeitungen, über kiloweise Werbepapiermüll.

■ **Martha:** Ich liebe die In-Zeitung. Unbedingt als Papierzeitung im Amtsblatt in alle Haushalte. Wunderbarer Humor, undogmatisch, nicht zu moralisch und immer wieder überraschende neue Einblicke in Lebenswelten und Themen. Wenn etwas dazu beitragen kann, dass sich Freiburg und der Rest der Welt als

global, solidarisch, neugierig und vorwärtsgerichtet begreifen lernen, dann die In-Zeitung.

Politische und kulturelle Internet-Portale sind bekanntlich jeweils nur von denjenigen besucht, die sowieso der gleichen Meinung sind. Das Ziel unserer Redaktion ist, unterschiedliche Sozial- und Altersgruppen zu erreichen, auch diejenigen LeserInnen, die sonst nicht an interkulturellen Themen interessiert sind. Die InZeitung kommt in jedes Haus und wird zusätzlich in Cafés, Bibliotheken, Schulen, Kulturinstitutionen, Kinos etc. ausgelegt. Die so verteilte Printausgabe gibt uns die Möglichkeit, gegen die Spaltung unserer Gesellschaft einzutreten und dem Rechtsruck im Internet entgegenzuwirken. Die Redaktion

#MeTwo

Tausende Geschichten gegen Ausgrenzung und Rassismus

»Viele fühlen sich ausgegrenzt, obwohl sie viel zu diesem Land beitragen«, meint Ali Can, selbst ein Migrant*innenkind. Er hat das Hashtag #MeTwo gestartet, angelehnt an #MeToo. Tausende twittern über ihre Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus – dabei sehr viele aus Schulen.

Im Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSdP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Laura Biolchini, Denise Nashiba, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrekturen: Susanne Einfeld, Christiane Mihm

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 29. März 2019
Auflage: 108 000
Druck: Freiburger Druck GmbH

Mónica

Agradezco tantos momentos vividos*

Von Carmen Luna

»Bunt, frech, vielfältig und kritisch – die InZeitung ist wieder da!«, schrieb Mónica Alarcón in dem Editorial der Ausgabe 4–5. Sie war eine Mitbegründerin des Blattes. Dank ihres Engagements wurde die Finanzierung der InZeitung möglich. Es ging um Träume und Visionen, und sie war mit vollem Einsatz bei der Sache, wie immer, wenn sie etwas unternahm. Mónica hat uns nun verlassen. Sie ist am 31. Januar in Medellín, Kolumbien, gestorben, und wir wollen diese wunderbare Frau mit Geschichten von guten Freund*innen verabschieden.

Ich sprach mit Viktoria Balon: »Ich erinnere mich, wie wir in Basel im Rhein geschwommen sind und auf dem Rückweg erzählte sie mir von Hannah Arendt. Wegen einer Verletzung konnte Mónica nicht mehr professionell tanzen, wie damals in Chile, doch sie musste weiter üben, ihr Körper brauchte es. Sie war im Vorstand des Migrant*innenbeirats. Dort haben wir viele Sachen initiiert: Die Interkulturellen Wochen (ihr »Baby«), interkulturelle Festivals im E-Werk, die Zukunftswerkstätte des Hauses der Kulturen und diese Zeitung. Es war immer ein Kampf gegen das Denkmuster: »Migrant*innen sind ungebildet, arbeitslos und können kein Deutsch.« Und sie sagte: »Stark sein ist eine gute Sache.« Diese zierliche Frau fühlte sich oft zwischen wissenschaftlicher, politischer Arbeit und Tanz zerrissen. Doch sie war geübt: »Tanz erfordert eine bestimmte Mischung von Beherrschung und Geschehenlassen in einem.«**

Bewegung war Mónica sehr wichtig. Jeden Tag ging sie zum Sportverein FT, wo sie Yoga, Pilates oder Sport trieb, wenn sie nicht gerade einen Tanzkurs belegte. Sie tanzte so gerne! Aber nicht nur ihr Körper war in Bewegung, ihr Kopf war es auch. Sie war



◀ Mónica Alarcón,
1961–2019 Foto: kwasibanane

uns die Freundschaft, das Lachen und die Träume, der nie endenden Feindseligkeit und der Kälte zu widerstehen. Du bist sehr früh abgereist, aber diese kurze Zeit in deinem Leben war voller Kreativität und Mut. Ich werde mich immer an deine Transparenz, Demut, Einfachheit und deine Fähigkeit, die besten Freunde zu sein, erinnern.«

Ich frage Angelika Widrig über ihre gemeinsame Zeit mit Mónica:

»Denke ich an Mónica, sehe ich die schöne, elegante, zarte, bewegungsfreudige, immer zu Spaziergängen, zum spannenden Plaudern und zum Tanzen bereite Freundin. Es gab soviel Privates und Projekte zu besprechen. Dabei auch manche, die wir zusammen durchgeführt haben. Den Sinn der Worte »Bewegung« und »Partizipation« habe ich erst durch Mónica wirklich begriffen und verinnerlicht! Welche Inspiration von ihr ausging!«

Sie war Mitglied der Frauengruppe Kalidoskopia, die das partizipative Projekt Berufliche Perspektiven für Migrantinnen durchführte. Dabei sollten die Frauen gestärkt und darin unterstützt werden, ihre berufliche Entwicklung in die eigenen Hände zu nehmen.

Auch Miguel Garcia war ein guter Freund von Mónica: »Bunt waren ihre Haare, frech ihr Auftreten, vielfältig ihr ganzes Wesen und kritisch, sehr kritisch und klar ihre Haltung – Mónica hat uns leider für immer verlassen. Sie war Bewegkraft, ohne im Vordergrund stehen zu wollen. Mónica war immer gegen Ungerechtigkeit, ohne Rücksicht auf Verluste, das war sie, das lebte sie. Ich erinnere mich an sie als die intelligente, zärtliche, sensible, gefühlvolle, empfindsame, schöne, starke Frau, die alle Hürden überwand.«

Mónica lebte in Brasilien, Chile, Ecuador, Deutschland und schließlich in Kolumbien. Diese interkulturelle Erfahrung machte sie zu einer Weltbürgerin. Sie akzeptierte die Menschen, wie sie waren. Deswegen hatte sie so viele Freunde, die sie liebten. Lorena Marin ist eine von ihnen:

»Ich erinnere mich besonders rund um die langen Waldspaziergänge rund um Freiburg und den Besuch des Grabmals von Edmund Husserl in Günterstal. Wir trafen uns Anfang der 90er Jahre an der Universität Freiburg und hatten mit und von der deutschen Philosophie geträumt. Du hast deinen Traum verwirklicht und neue Wege in der Theorie des Tanzes und der Philosophie erkundet. Wie viele Schwierigkeiten hatten wir in einem Land, das uns nicht akzeptiert und unterstützt hat. Gleichzeitig half

* Ich bin dankbar für so viele gelebte Momente
** Mónica Alarcón: »Die Ordnung des Leibes: Eine tanzphilosophische Betrachtung«. Würzburg 2009

▼ Mónica (v.l.n.r.): 2009 (Foto: Wahlkreis 100%), 2014 (Foto: A.J. Schmidt), 2008 (Foto: kwasibanane), 2018 (Foto: privat in Kolumbien)





Unzertrennlich
auch in der Schule. Foto: kwasibanane

Chancengerechtigkeit Nicht in Deutschland

Von Barbara Peron

Kinder von Migrant*innen tun sich in der Schule häufig schwerer als Kinder deutschstämmiger Eltern. So denken die meisten, sowohl Deutsche als auch Migrant*innen. Eine Studie der Organisation für Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) aus dem Jahre 2018 kommt allerdings zu einem völlig anderen Ergebnis. Trotz gleicher oder sogar besserer Schulnoten haben aber Migrant*innen häufiger Schwierigkeiten als viele Einheimischen, ihre guten Schulleistungen und Zeugnisse für ihre beruflichen Laufbahnen nutzen zu können und diese umzusetzen. Sei es, weil ihren Eltern und ihnen bei der Jobsuche häufig das nötige Vitamin B (=Beziehungen) fehlt, sei es, weil sie im Berufsalltag immer noch diskriminiert werden.

Trotz der vielversprechenden Ergebnisse dieser internationalen Studie, die übrigens die Daten des statistischen Bundesamts (Destatis) aus dem Jahre 2016 bestätigt, erleben viele Migrant*innen das deutsche Schulsystem als diskriminierend und äußerst ungerecht. Tatsache ist, dass kaum in einem anderen Industrieland der Schulerfolg der Kinder von der Bildung, dem sozialen Status und dem Einkommen der Eltern abhängt wie hier in Deutschland. Und das gilt für alle Kinder, mit und ohne Migrationshintergrund. Das Problem ist wohl bekannt und wird seit Jahren von Organisationen wie z. B. dem Kinderhilfswerk betont, ohne dass sich die Situation ändert. Denn es fehlt offensichtlich am politischen Willen. So

hat sich Thomas Krüger, der Präsident des deutschen Kinderhilfswerkes, vor kurzem geäußert: »Wir haben eine zunehmende soziale Spreizung. Von einer chancengerechten Bildung kann keine Rede mehr sein«. Derselben Meinung wie Krüger ist auch der Soziologe Marcel Halbig, der eine Professur für Bildung und soziale Ungleichheit in Erfurt innehat. Im vergangenen Jahr hat Helbig am Berliner Wissenschaftszentrum für Sozialforschung eine Studie abgeschlossen, die die soziale Durchmischung in deutschen Städten in den Jahren 2005 bis 2014 untersucht. Das Ergebnis ist eindeutig: Die Mittel- und Oberschicht des Landes, die Akademiker und gut Verdienenden, schotten sich überall ab und schicken den eigenen Nachwuchs am liebsten auf Privatschulen. Deren Zahl ist in den letzten 25 Jahren kontinuierlich gestiegen, so dass inzwischen 11 Prozent der allgemeinbildenden und 25 Prozent der beruflichen Schulen in privater Trägerschaft sind. Die Abschottung fängt schon in der Grundschule an und setzt sich in den weiterbildenden Schulen fort. Die Elite des Landes bleibt am liebsten unter sich, in der eigenen Blase. Sie meidet zum Wohnen »Problemviertel« z. B. mit hohem Hartz-IV-Empfänger*innen- oder hohem Migrant*innenanteil und zum Lernen die staatlichen Schulen in »Problemvierteln«. Gerade diese Abschottung stellt aber für Helbig eine Gefahr für die demokratischen Prozesse und das Zusammenhalten der ganzen Gesellschaft dar. Denn: »Wenn ich die ganze Zeit in meiner Blase lebe, in der der nächste Bio-Laden wichtiger ist als alles andere«, so Hel-

big, »dann kann ich die Probleme eines anderen Teils der Gesellschaft kaum verstehen.« Das Schlimmste ist für Helbig eigentlich, »dass die politisch mächtigste Gruppe, d. h. vor allem [einheimische] Akademiker-Eltern, jetzt gar nicht mehr mit Politikern diskutieren, ob sie das Schulsystem (...) nun gut oder schlecht finden. Sondern sie haben einfach ihren Weg gefunden – und den haben sie über die privaten Schulen gefunden.« Die politische Konfrontation zum Thema Schule fehle genauso wie der politische Wille, die Situation zu ändern. Was früher eine stolze soziale Marktwirtschaft war, ist auf dem Weg, zu einer unsozialen Marktwirtschaft der Privilegierten zu werden, selbst im Bereich Bildung.

Wer die eigenen Kinder nicht auf Privatschulen schickt, wünscht sich meistens, dass sie ein Gymnasium besuchen. Denn Abitur und Studium gelten in Deutschland immer noch als Schlüssel für den sozialen Aufstieg. Sehr verbreitet ist die Meinung – die nur bedingt stimmt – dass jeder, der später viel Geld verdienen will, studieren muss – und um zu studieren, braucht man das Abitur. Also: Wer studieren will, muss aufs Gymnasium. Es ist zwar inzwischen möglich, auch ohne die allgemeine Hochschulreife und in Einzelfällen auch ohne Fachabitur zu studieren; die allgemeine Hochschulreife, das Abitur, bleibt aber in Deutschland immer noch der Königsweg zum Hochschulstudium.

Das Besondere am Gymnasium als Schulart ist, dass es nicht nur Wissen der allgemeinen Bildung vermittelt, sondern auch Kultur. Obwohl die deutsche Unterscheidung zwischen

Kultur und Bildung eigenartig und landspezifisch ist, ist es die Aufgabe des Gymnasiums, überall in Europa die gleiche kulturelle Bildung zu vermitteln, um kulturelle Teilhabe zu ermöglichen. So gehören traditionell zum Fächerkanon des Gymnasiums in ganz Europa die alten und die neuen Sprachen, die Geschichte, die Künste, die Mathematik und die Naturwissenschaften, in manchen Ländern auch die Philosophie. Das Gymnasium hat bis in das 21. Jahrhundert das Ideal der bürgerlichen Allgemeinbildung und Kultur verkörpert, so wie die Mischung von Antike und Moderne, die die europäische Geschichte bis heute prägt und so einzigartig macht. Dass das Gymnasium erhalten bleibt, ist wünschenswert. Trotzdem muss diese Bildung auch auf Ebene der Sekundärstufe II, also für alle Kinder bzw. Jugendlichen im Alter bis 14 bzw. 15 Jahren angeboten werden, wie es in vielen europäischen Ländern tatsächlich auch geschieht.

Gerade das deutsche Schulsystem mit der frühen Trennung nach der Grundschule verbaut laut der OECD vielen Schüler*innen die Chance auf Abitur und Universität. Mit der frühen Trennung – so die OECD – verspielt Deutschland Chancen und verschwendet mögliche Talente, die z. B. innovative Unternehmen gründen könnten, wenn sie mehr Zeit hätten, um zu reifen. Ein längeres gemeinsames Lernen wäre aus der Perspektive der OECD für alle Kinder mit und ohne Migrationshintergrund und aus allen Schichten ein Vorteil und eben deshalb für die gesamte Gesellschaft.

Von Tatjana Sepin-Strünelberg

Die 1980er Jahre, ein Gymnasium. Ein Lehrer spricht mich auf dem Schulhof an: »Du weißt wohl nicht, wo du hingehörst. Dein Platz ist die Hauptschule!« Weder kannte er mich als Schülerin, noch konnten ihn meine sehr guten Noten zu diesem Urteil verleiten haben. Ausschlaggebend für den Versuch dieses Lehrers, meinen sozialen Aufstieg im Keim zu ersticken, kann ausschließlich mein Status als türkisches Gastarbeiterkind gewesen sein – eine zu jenem Zeitpunkt singuläre Erscheinung an dieser Schule.

Oktober 2013, Uni Köln. Ich sitze in einer Veranstaltung zum Thema Bildung für alle, Diversität und Inklusion. Prof. Dr. Allemann-Ghiondas Forschungsergebnisse und Beispiele zur Bildungs-Ungerechtigkeit in Deutschland rufen Erinnerungen an Schulerlebnisse wach und nach Jahrzehnten setze ich diese in einen – schockierenderweise immer noch aktuellen – Diskriminierungszusammenhang.

Tatjana Sepin-Strünelberg (TSS): Ihre Studien zeigen, dass auch heute noch soziale Herkunft und Status über Bildungskarrieren entscheiden, dass systematische Diskriminierung und selektive Förderung deutsche Bildungsrealität sind. Wie kommen Sie zu diesen Ergebnissen?

Cristina Allemann-Ghiondas (CAG): Meine Quellen sind einerseits eigene empirische qualitative Untersuchungen ab den 1990er Jahren zu Westeuropa und Kanada als Vorreiter in Sachen Inklusion, andererseits international vergleichende Studien der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung mit Fokus auf Bildungserfolg und Wirksamkeit der Bildungssysteme: Wer kann besser lesen, rechnen usw., und wovon hängt das ab?

TSS: Sie fordern Diversitätskompetenz von Lehrpersonen. Welche bildungspolitischen Maßnahmen sind notwendig?

CAG: Heterogenität sollte in allen Bundesländern als Pflichtinhalt Eingang finden in die universitäre Erstausbildung der Lehrpersonen. Außerdem sind Fortbildungen obligatorisch einzufordern. Denn die Gesellschaft, also auch die Schülerschaft ist sozial, sprachlich, kulturell, religiös und von ihrer Herkunft heterogen. Problematisch können dabei Kompetenz und Einstellungen der Dozent*innen sein, die in der Lehrer*innenbildung tätig sind. Denn in der heutigen Zeit bilden identitäre Ideologien ein gewisses Risiko.

TSS: Benachteiligung in Form stereotyper Leistungserwartung kann die Schüler*innen Selbstvertrauen und Bil-

dungserfolg kosten. Ich frage mich, ob pädagogische Umdenk-Anstöße wie der zum pluralistischen Bildungsbegriff ausreichen, damit das Potenzial kultureller und sprachlicher Vielfalt erkannt wird. Benötigt Chancengleichheit nicht vielmehr klare bildungspolitische Gesetze?

CAG: Das Wissen um Diversität und Heterogenität muss da sein, es reicht aber nicht aus. Psychologie-Module des Studiums sollten Ergebnisse der Vorurteilsforschung beinhalten, damit zukünftigen Lehrer*innen Schäden bewusst sind, die sie anrichten können, wenn sie sich von Vorurteilen leiten lassen. Der Fokus sollte auf Förderung und Empowerment aller Schüler*innen liegen und nicht auf Defiziten. Proklamiertes Ziel aller Bildungssysteme ist Bildung für alle, ungeschriebene Gesetze und versteckte Praktiken führen jedoch zu Diskriminierung wegen falscher sozialer und nationaler Herkunft. Dem liegt die Idee zugrunde, dass Ungleichheit etwas Normales sei, dass die Gesellschaft Ungleichheit brauche. Ziel sollte vielmehr sein, Barrieren abzubauen, das beste Bildungsniveau für alle zu ermöglichen: in Form eines einheitlichen Pflichtschulabschlusses wie in den nordischen Ländern im Gegensatz zur in Deutschland vorherrschenden frühen Selektion. Auch Ganztagschulen tragen zur besseren Förderung bei, sie verbessern das soziale Klima. Zweisprachige Förderung ist

sinnvoller als separater Unterricht für Nicht-Muttersprachler. All dies setzt Entscheidungen zu den Schwerpunkten der Bildungsausgaben voraus.

TSS: Ich befürchte, dass die seit 2015 zugewanderten Geflüchteten zu einer neuen, gering qualifizierten »Gastarbeiter-Generation« herangebildet werden. Ist Chancengerechtigkeit überhaupt ein politisch erwünschtes Konzept?

CAG: Das politische Kalkül ist schwierig zu beurteilen, aber ich sehe schon das Risiko, dass geflüchtete Kinder und Erwachsene mit denselben Problemen konfrontiert sind wie frühere Migrant-Generationen. Eine solche Exklusion wäre ein Bumerang, der soziale Probleme und Kosten nach sich zieht: von Unangepasstheit bis hin zu Kriminalität. Die Förderung aller Zugewanderten ist für die Gesellschaft vorteilhaft.

■ Prof. Dr. Cristina Allemann-Ghionda ist in Rom geboren, verbrachte Kindheit und Jugend in verschiedenen Ländern Europas und Südamerikas. Sie hat in Basel studiert und in Turin promoviert. Sie war an Schulen und in der Erwachsenenbildung tätig sowie als Dozentin und Forscherin an Schweizer Universitäten. Auch lehrte sie an der Universität Köln Interkulturelle Pädagogik und Vergleichende Erziehungswissenschaft und publizierte u.a. die Monografie: »Bildung für alle, Diversität und Inklusion: Internationale Perspektiven«, Paderborn (2013). Sie lebt in Basel.



Bildung für alle? Ein Gespräch mit Prof. Dr. Cristina Allemann-Ghionda

Das bestmögliche Bildungsniveau für alle z. B. in Form eines einheitlichen Pflichtschulabschlusses wie in den nordischen Ländern. Foto: WavebreakmediaMicro/AdobeStock



Unser Nicht-Wissen

Freiburg und der Kolonialismus



Überreste von kolonialem Bewusstsein
beeinflussen bis heute interkulturelle Begegnungen
Foto: kwasibanane

Das Gespräch führte Maria Scheller

Heiko Wegmann ist einer der Autoren des kürzlich erschienenen Buches *Freiburg und der Kolonialismus, vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus*. Ich treffe ihn nach seinem Workshop im Rahmen des Symposiums *Dear White People* im E-Werk.

Warum wissen viele Menschen so wenig über Kolonialgeschichte?

In der Geschichtswissenschaft wurde deutscher Kolonialismus lange als Nebensache betrachtet: als kurze Phase von 1884 bis zum Ersten Weltkrieg, gefolgt von einer frühen Dekolonisierung. Es gab keine nennenswerte Kolonialmigration nach Deutschland, die das Thema ins Interesse der Öffentlichkeit gerückt hätte. Dem liegt allerdings ein sehr enger Begriff von Kolonialismus zugrunde: Er wird auf die

Phase direkter Herrschaft beschränkt, nicht auch als mächtige Ideologie verstanden. Wir fragen in unserem Buch: Wie haben sich bestimmte Vorstellungsmuster von Hierarchien zwischen den Gesellschaften auf der Welt konstruiert und fortgesetzt und wie kann man das heute zum Beispiel in Stereotypen über Afrikaner*innen oder in der Werbung noch nachvollziehen? Die Sicht darauf ändert sich, wenn man weiß, dass dies auch eine konkrete Geschichte hier in Freiburg hat.

Wozu führt dieses »Nicht-Wissen« über Kolonialgeschichte?

Es kann zur Reproduktion von Ideologien und Denkmustern führen, derer wir uns nicht bewusst sind. Denn unser Nicht-Wissen über Kolonialgeschichte heißt nicht, dass diese nicht in unseren Köpfen ist. Manche Vorstellungen und Ausdrücke sind kulturell

sehr tief verankert, wie zum Beispiel von *Zivilisation* versus *Nicht-Zivilisation* oder in dem, wie wir bestimmte Objekte als Kunst und andere als Ethnografika betrachten.

Auf welchen Wegen ist einer*in um 1900 der Kolonialismus begegnet?

Über die Ereignisse in den deutschen Kolonien gab es eine erstaunlich dichte Berichterstattung in den Medien, auch in der lokalen Presse in Freiburg. Das Jahr 1900 ist ein gutes Beispiel: In China kämpften westliche imperialistische Mächte im sogenannten Boxerkrieg gegen eine chinesische Aufstandsbewegung. Da haben sich Freiburger Soldaten freiwillig gemeldet, um nach China zu fahren. Später haben sie dann über ihre Erlebnisse Vorträge gehalten, davon beim Stammtisch erzählt und Ethnografika

mitgebracht. Hier sehen wir die ganze Verkettung: eine lokale Öffentlichkeit, eine Mobilisierung, Menschen, die dort in den Krieg ziehen, die nachher Sachen mitbringen, darüber reden und sich in einem Kolonialverein oder Kolonialkriegerverein engagieren.

Wer findet heute Gehör, wenn es um Kolonialismus geht?

Professuren auch zu diesem Thema sind mehrheitlich von weißen Männern besetzt, aber der Kampf wird auch aus der afrodeutschen, antirassistischen Bewegung geführt. Die Frage ist, inwieweit das gesellschaftlich wahrgenommen wird im Vergleich zu dem, was ältere weiße Professoren zu dem Thema sagen. Es gibt auch Rückgabeforderungen zum Beispiel jetzt bezüglich der Schändelsammlung in Freiburg von Opferverbänden in Namibia – da ist die Frage, wie und ob sie hier gehört werden.

Mehrsprachigkeit zum Problem gemacht

Von Barbara Peron

Die Vorstellung davon, was Mehrsprachigkeit bedeutet und was sie mit dem Gehirn macht, hat sich in den vergangenen Jahren wesentlich verändert. Lange betrachteten Experten Mehrsprachigkeit eher kritisch. In den 1960er Jahren wurde Mehrsprachigkeit sogar einem Sittenverfall gleichgestellt, wie der österreichische Erziehungswissenschaftler Georg Gombos in einem Artikel aus dem Jahre 2008 vermerkt hat*.

Doch inzwischen weiß man, dass Mehrsprachigkeit meistens ein großer

Glücksfall ist. Wer mehrere Sprachen spricht, hat nicht nur bei der Kommunikation Vorteile. Multilinguale Menschen sind sozial kompetenter und ihr Gehirn arbeitet effizienter. Ihr Gedächtnisabbau wird im Alter durch die Mehrsprachigkeit verlangsamt. Kinder, die mehrsprachig aufwachsen, sind kreativer, können sich besser konzentrieren und auf mehrere Dinge gleichzeitig ihre Aufmerksamkeit richten. Das ist nachgewiesen.

Dennoch kann Mehrsprachigkeit in der deutschen Schule immer noch als problematisch oder sogar negativ betrachtet werden, wenn die andere Sprache neben Deutsch nicht Englisch ist. So mussten sich z. B. italienische (getrennt

lebende) Elternteile, in beiden Fällen multilinguale Akademiker, vor Kurzem von Grundschullehrerinnen anhören, dass sie es vermeiden sollten, Italienisch mit ihren Kindern zu reden, obwohl sie zu Hause auch Deutsch sprechen, da ihre jeweiligen Partner Deutsch-Muttersprachler sind. Denn – so die Lehrerinnen – sei sowieso neben dem Deutschen »bloß die Weltsprache Englisch wirklich wichtig«. Es mag sein, dass Englisch als globales Kommunikationsmedium nützlicher ist als alle anderen Sprachen. Die Wichtigkeit einer Sprache für ein Individuum geht aber über ihre Nützlichkeit weit hinaus. Sie hat vielmehr mit Erlebnissen und Emotionen zu tun, die sich keineswegs quantitativ messen lassen und niemand von außen hat das Recht darüber zu urteilen.

Bei allen Argumenten für die Mehrsprachigkeit besagen Erkenntnisse aus der vergleichenden Sprachwissenschaft allerdings, dass die Bilingualität für manche Kinder schwieriger sein kann, weil zu viele Wörter im Kopf herumwirren. Die Lösung ist aber in diesen Fällen keineswegs der Verzicht auf die Bilingualität. Vielmehr ist eine frühe Sprachförderung bereits in den Kitas ein wichtiges Angebot, das zwar in Deutschland in den letzten Jahren gestiegen ist – es ist aber immer noch unzureichend, obwohl in deutschen Städten etwa die Hälfte aller Kinder inzwischen mindestens zweisprachig aufwächst.

* Mehrsprachigkeit zwischen Bildungschance und Bildungsrisiko. Erziehung und Unterricht – Österreichische Pädagogische Zeitschrift 158, 2008, S. 10–19



Eine Welt öffnet sich

Musik als eine der schönsten Arten des Kennenlernens

Von Murat Küçük

Traditionell wird europäische klassische Musik mit Bildung in Verbindung gebracht. Was passiert, wenn man die Blickrichtung ändert und Europäer in orientalischer Musik unterrichtet?

In Sulzburg, nur 30 km von Freiburg entfernt, bietet die *Orientalische Musik-Sommerakademie* jedes Jahr eine besondere Gelegenheit, orientalische Musik und ihre Kultur näher kennen zu lernen.

Eine Musikakademie ins Leben zu rufen war für Matthias Wagner das Resultat vieler Jahre voller Begegnungen. Eigentlich studierte er Mathematik, spielte in den 1970er Jahren viel Gitarre und entschied sich am Ende doch für ein Handwerk: Er wurde leidenschaftlicher Gitarren- und Lautenbauer. Am Kaiserstuhl, wo sich früher seine Werkstatt befand, organisierte er Kurse für die europäische Laute. Eines Tages kam ein junger Mann mit einem Oud, den er reparieren sollte.

So öffnete sich 1999 für ihn eine neue Welt. Er begann, auch selbst den Oud zu spielen, diesen auch zu bauen. Er reiste jahrelang mehrmals nach Marokko, Syrien, Ägypten und Istanbul und besuchte Festivals. Er traf viele Musiker und irgendwann kamen viele von ihnen nach Freiburg zu seinen Workshops. Die Geburtsstunde der Akademie.

Das Interesse war groß. Die Akademie brauchte mehr Platz, so wechselte der Ort 2014 von Badenweiler nach Sulzburg. Bisher waren unter anderem Algerien und Tunesien Gästeländer. 2019 wird es Bahrein sein.

Bei der Sommerakademie wird vier Tage lang in verschiedenen Workshops und Seminaren unter anderem Oud, Kanun,

Percussion, Gesang, Djoze & Nay sowie Ensemble unterrichtet. Es ist aber nicht nur der konzentrierte Musik-Unterricht – die Geschichte dieser Länder wird ebenso miteinbezogen, so dass die Teilnehmenden einen ganzheitlichen Eindruck von der arabischen Kultur bekommen.

»Die Menschen sind die Feinde dessen, was sie nicht kennen«, sagte schon damals Ali Ibn Abu Talib, der Schwiegersohn Mohammeds. Und Musik ist eine der schönsten Arten des Kennenlernens. Die Teilnehmer*innen kommen nicht nur aus der ganzen Welt, sie bringen auch ganz unterschiedliche Erfahrungen mit: Manche hatten bisher gar nichts mit einem orientalischen Instrument zu tun, andere beschäftigen sich schon seit mehreren Jahren mit dieser Musik und alle können hier die Chance ergreifen, sie aus der Tiefe heraus zu lernen und von Profis Hilfe zu bekommen. An den Abenden gibt es Entspannung pur bei verschiedenen Konzerten an zwei wunderbaren Orten: zum einen in der restaurierten mittelalterlichen Kirche, zum anderen in der ehemaligen Synagoge. Also ein guter Grund, im Sommer im Lande zu bleiben.

► www.oriental-music-summeracademy.de



Orientalische Sommerakademie
Foto: Matthias Wagner

99 Luftballons

Mit Hilfe von Musik Deutsch lernen

Von Laura Biolchini

Mit großem Bedauern habe ich festgestellt, als ich mich entschlossen habe, nach Deutschland zu ziehen, dass ich nur ein deutsches Lied kannte: 99 Luftballons. Der Name der Sängerin, Nena, war mir damals und auch noch lange danach unbekannt. Das war zu wenig. Von einem Freund, ein Experte für metal-music, kam der Tipp, Rammstein anzuhören. Das war nicht viel, aber ich musste doch irgendwo anfangen. Und genauso, mit ein wenig Neue Deutsche Welle und etwas mehr Neue Deutsche Härte habe ich meine ersten Worte Deutsch gelernt.

Um zu bestätigen, dass Musik der perfekte Weg ist, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, habe ich in diesen Jahren meine Kenntnisse der deutschen Musikszene etwas erweitert und damit auch mein Sprachwissen.

Aber HALT! Ich glaube nicht, dass es so einfach ist, eine Sprache durch ihre Musik zu erlernen. Zweifellos ist es eine gemütliche Alternative zum Buchstudium, sie erfordert aber dennoch eine gewisse Mühe. Denn es ist in der Tat kein passives Anhören, sondern ein aktives und oft wiederholtes Zuhören. Die Suche nach einem eingängigen

Song, dessen Text nicht zu

Kopfhörer und einiger Schlager. Dass das Verb klappen** nicht nur

mit Klapstühlen zu tun hat, sondern auch mit dem

Funktionieren oder nicht, habe ich auch dank der Musik herausgefunden.

Etwa ebenso wichtig: Die deutsche Sprache wird oft zu Unrecht als nicht melodisch dargestellt; sie ist aber doch musikalisch, wenn man sie nur etwas näher kennen lernt.

Durch Musik merkt man auch, wie sich Deutschland dank der Vermischung der Kulturen verändert: Neue Töne und Worte und neue Themen, wie Grenzen, Migranten und illegalisierte *Meermenschen****, mit denen die Musiker mitfiebert. Und man will mehr über Deutschland wissen.

füllen, die der Sänger hinterlässt. Falsch geraten? Ein Punkt weniger.

Klar, ein kleines altmodisches Notizbuch und ein Stift sind auch genug, um die neuen Worte ins Gehirn zu pflanzen und sie bei Bedarf wieder auszugraben. Naja, jede*r auf ihre*seine Art.

So oder so bleibt die Musik ein beeindruckendes Lehrmittel, das den Wortschatz ausdehnt, indem sie neue Wörter und Grammatikregeln unterrichtet und diese Begriffe in einen Kontext bringt.

Das Lernen idiomatischer Sätze und jugendlicher Umgangssprache, die nicht in Sprachkursen beigebracht werden, ist ein weiterer Pluspunkt. Wenn man dann davon ausgeht, dass der*die Sänger*in Hochdeutsch spricht, hilft ein sorgfältiges Zuhören, die Aussprache zu verbessern. Und wenn das alles nicht genug ist: Gedächtnisübungen schaden nie!

Wenn ich vorher nicht wusste, was *Kalte Schulter zeigen** und *Um Kopf und Kragen reden** bedeuten, weiß ich das jetzt, dank meiner

Kopfhörer und einiger Schlager. Dass das Verb klappen** nicht nur

mit Klapstühlen zu tun hat, sondern auch mit dem

Funktionieren oder nicht, habe ich auch dank der Musik herausgefunden.

Etwa ebenso wichtig: Die deutsche Sprache wird oft zu Unrecht als nicht melodisch dargestellt; sie ist aber doch musikalisch, wenn man sie nur etwas näher kennen lernt.

Durch Musik merkt man auch, wie sich Deutschland dank der Vermischung der Kulturen verändert: Neue Töne und Worte und neue Themen, wie Grenzen, Migranten und illegalisierte *Meermenschen****, mit denen die Musiker mitfiebert. Und man will mehr über Deutschland wissen.

* Nur ein Wort, Wir sind Helden

** Aurélie, Wir sind Helden

*** Meermenschen, Moop Mama

Meermenschen

Um Kopf und Kragen reden

Hat's geklappt?



Tutti insieme appassionatamente*

Von Irene Pacini

Es gibt kaum etwas an Deutschland – abgesehen vielleicht von Küche und Wetter – was bei den hiesigen Italiener*innen (zum Beispiel bei mir) so viel Kopfschütteln erntet wie das streng dreigliedrige Schulsystem – ich meine damit die Tatsache, dass die Entscheidung für Hauptschule, Realschule oder Gymnasium schon in der 4. Klasse gefällt wird.

Wie kann es nur sein, frage ich mich manchmal, dass ein Land, das es locker schafft, die Steuerhinterziehung gering zu halten, ein funktionierendes Sozialsystem



Venedig 1981
5. Klasse Foto: privat

Bildung für wen und wozu?

Von Nina Dorej

Diese Frage stellte ich mir mehrmals im Verlauf der schulischen Biografie meines Sohnes. Eltern nehmen teil an dieser Biographie, und wenn sie Migranten sind, gehen sie oft davon aus, dass Deutschland ein Land ist, in dem es Bildung für alle gibt.

»Meine Kindheit wurde an dem Tag beendet, als ich eingeschult wurde«, meinte mein Sohn mit zwölf Jahren. Mein Sohn galt und gilt in der Schule als dumm und faul. Darauf seine Grundbedürfnisse zu stillen – dazugehören und anerkannt zu werden – verwendete mein Sohn viel Energie. Er war Klassenclown, Ruhestörer, Youtuber mit vielen Followern und ein cooler Breakdancer. Mag sein, dies half etwas bei den Klassenkameraden. Dennoch erlebte er von Seiten der Lehrer meist nur Abweisung; was in der Schule als »Leistung« gilt, war für ihn nicht möglich zu erbringen.

aufzubauen und Hunderttausende von Migrant*innen – was auch immer manche behaupten – relativ unchaotisch aufzunehmen; dass ein Land also, das anderen und speziell Italien im sozialen Bereich so weit voraus ist, an diesem gefühlt prähistorischen Schulsystem hängt?

Wahrscheinlich ist mein Unmut erst einmal eine Frage der Sozialisation: So rückständig Italien im Vergleich zu Deutschland auch sein mag – ein Schulsystem wie das hiesige hatte es zuletzt, als meine Eltern die Schulbank drückten. Es war übrigens vom Faschismus eingeführt worden (»die faschistischste aller Reformen« lobte Mussolini die 1923 von Giovanni Gentile initiierte Schulreform) und nach dem Krieg von der Linken heftig bekämpft worden, bis man 1963 die sogenannte *Scuola Media Unificata* einführte. Seitdem lernen alle italienischen Kinder gemeinsam bis zur 8. Klasse.

Ich wurde also nicht von Lehrern oder Eltern in eine Schule »gesteckt«,

sondern konnte mit 14 bewusst mitentscheiden, was aus mir werden soll. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, mein eigenes Leben in der Hand zu haben – eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte. Genauso wenig wie die Erfahrung, die jedes italienische Kind seit 1963 macht, mit Menschen aus ganz anderen Schichten und mit ganz anderen Begabungen gemeinsam zu lernen.

So streng sei das dreigliedrige System doch auch wieder nicht, wird gerne argumentiert, auch hier könne man sich von der Hauptschule bis zur Hochschulreife hocharbeiten. Aber warum kompliziert, wenn es auch einfach geht? Warum erst einmal aussieben, wenn man auch zusammenhalten könnte? Die Frage stellen sich auch viele Bio-Deutsche. Umso mehr wir Deutsch-Italiener*innen, die persönlich erlebt haben, dass es auch anders geht.

Denn die Reform von 1963 ist nicht die einzige, mit der das italienische

Schulsystem sich für das Zusammenhalten – und gegen das Ausieben – entschieden hat: 1977 – mitten in jener sagenumwobenen Reformzeit, als Italien nicht nur endlich die Scheidung einführte und den Schwangerschaftsabbruch legalisierte, sondern auch beinahe avantgardistische Regelungen wie die Abschaffung der »Irrenhäuser« einführte – wurde in Italien das Gesetz Nr. 517 verabschiedet, das Sonderschulen und -klassen fast komplett abschafft und Inklusion zum Normalfall macht. Heute besuchen nur 0,8 Prozent der behinderten Kinder eine Spezialeinrichtung, der Rest geht in die Regelklasse und wird dort von »Stützlehrkräften« (*insegnanti di sostegno*) individuell gefördert.

Funktioniert das besser als das deutsche System? Nicht unbedingt. Aber wir Italiener*innen sind trotzdem stolz auf unsere inklusive Schule. Alles eine Frage der Sozialisation – oder?

* zusammen – mit Leidenschaft



Klassenclown und cooler Breakdancer
Foto: kwasibanane

Schon früh hatte mein Sohn Schwierigkeiten mit verbaler

Kommunikation. Er fühlte und dachte viel mehr, als er sagen konnte. Er drehte oft Worte und seine Erzählungen waren holprig und es war nicht einfach ihnen zu folgen. Manchmal bekam er Wutausbrüche wegen dieses Gefühls, nicht verstanden zu werden. Dennoch erklärten alle Pädagogen dies mit seiner Zweisprachigkeit und verordneten ihm eine Sprachförderung nach der anderen. Uns wurde stets ein schlechtes Gewissen vermittelt, als ob wir als Eltern unserem Kind nicht genug Deutsch beibrächten.

Wir landeten beim Psychotherapeuten. Mehrere Tests folgten: Asperger, ADHS, Begabungstest. Der nette Doktor konnte nichts finden! Und was die Begabung angeht, war sie an der Grenze zum Bereich »überdurchschnittlich intelligent«. Was? Kann es sein, dass mein es Sohn aufs Gymnasium schafft? Vielleicht ist er einfach nicht in seinem Element?

Fleißig besuchte ich alle Infoveranstaltungen. Es wurde gesagt,

Kinder brauchen keine besondere Vorbereitung fürs Gymnasium. Hauptsache, sie sind neugierig und lassen sich nicht mit einfachen Antworten zufriedengeben. Das traf auf meinen Sohn zu. Doch die Enttäuschung blieb nicht aus: Fast alle Kinder in seiner Klasse konnten bereits Englisch und Noten lesen. Mein Sohn war in schrecklichem Verzug. Ich erinnere mich noch gut, als der Lateinlehrer bei uns anrief: Es tue ihm zwar leid, aber mein Sohn verstehe im Unterricht rein gar nichts.

Alles was danach passiert ist, kann man als einen Abstieg bezeichnen. Nun konnte mein Sohn selbst den Vergleich zwischen Realschule und Gymnasium in Bezug auf soziale Durchmischung vollziehen. Er wurde immer weniger als Mensch geachtet und seine »Leistungen« verschlechterten sich drastisch. Dabei sah ich zu, wie mein Sohn sich selbst immer mehr verlor, er wurde depressiv.

Wir landeten bei einem anderen Psychotherapeuten in einer anderen Praxis. Das Ergebnis: die Diagnose ADS und dazu eine Behandlung, die meinem Sohn nicht half. Ich heulte fast jeden Abend. Die Schulpsychologin sagte: »Ich bitte Sie, dies unter uns zu behalten, aber falls Sie Geld haben, schicken Sie Ihren Sohn auf eine Privatschule«. Die Erkenntnis, dass Kinder aus wohlhabenden Familien mit Lernschwierigkeiten auf Privatschulen landen, ist eine Information, die für uns Migranten auf keinen Fall selbstverständlich ist. Vor kurzem saß ich bei der Veranstaltung des *Forum Freiburger Schulen* zum Thema *Sprache*. Die Lernschwierigkeiten bei den Migrantenkindern werden vorwiegend auf die Nichtmuttersprachlichkeit geschoben. Wenn aber das Kind seit der Geburt in Deutschland lebt, werden die echten Gründe dafür übersehen.

Diese Frage bleibt nun offen: Für wen genau ist Bildung vorgesehen und wozu?



Rue des Écoles: Schulstraße.
Hier: »Bildungsweg« mit Brücken.
Foto: kwasibanane

Kampf für die Kinder

Ein afghanischer Junge, 17 Jahre alt, ist als Geflüchteter in der *Internationalen Vorbereitungsklasse*. Er würde gerne aufs Gymnasium wechseln. Die Eltern, beide Akademiker, trauen es ihm zu, die Schule traute es ihm nicht zu. Ihm fehlt jede Förderung, er gerät psychisch in eine Krise und resigniert.

Einem Mädchen, Tochter einer iranischen Krankenschwester, wird die Realschule empfohlen mit der Begründung, es wäre besser für das Kind; und wenn sie wirklich später aufs Gymnasium wolle, könne sie immer noch umsteigen. Jetzt ist sie 15 Jahre alt, sie will Biologin werden und macht alles, um sich auf das Gymnasium »hochzuarbeiten«. Ihre Schulnoten sind super, aber sie wird von ihren Klassenkameraden als »Streberin« denunziert.

Solche Geschichten hören Migrant*innen sehr oft: von Freunden, von Verwandten, von Nachbarn. Als Trost kann man nur sagen: Kämpft für eure Kinder! Dazu drei ermutigende Beispiele:

Flora stammt aus einer albanischen Familie, die Eltern haben studiert, aber arbeiten nicht in ihren erlernten Berufen: der Vater ist Fahrer.

Flora war schon im Kindergarten ein sehr lebendiges aufgewecktes Kind. In der Grundschule fiel sie bei ihrer Lehrerin sofort in Ungnade. Als sich die Viertklässler am *Tag der offenen Tür* ein Gymnasium ansahen, sagte Flora fröhlich: »Ich will in diese Schule.« Ihre Lehrerin antwortete, dass sie dies sicher nicht schaffen würde. Flora war ein selbstbewusstes Mädchen, auch Klassensprecherin. Doch ihre Noten wurden immer schlechter, ihr Selbstvertrauen schwand. Die Schule wurde für die ganze Familie zur Qual. Die Mutter ließ Flora einen Test bei einem Psychologen machen, um herauszufinden, wo ihre Stärken liegen. Das Ergebnis: Flora ist überdurchschnittlich begabt und sollte auf ein Gymnasium gehen, weil solche Kinder gefördert werden müssen. Die Mutter meldete ihr Kind in einer Gemeinschaftsschule an. Flora war begeistert von ihren Lehrern dort – und nach einem weiteren Jahr konnte sie aufs Gymnasium wechseln. Jetzt ist sie

in der sechsten Klasse, ihre Noten sind gut und sie hat viel mehr Selbstvertrauen.

Dr. Irshad ist Arzt, seine Frau Rechtsanwältin, die palästinensische Familie mit drei Kindern kam aus Jordanien, als ihre zwei ältesten Söhne in der Sekundarstufe waren.

Das dritte Kind Ady war noch im Kindergarten. Da die Familie keine Deutschkenntnisse hatte, empfahl man ihnen für ihre Kinder die Realschule. Das allerdings kam für die Eltern sowie für die Kinder nicht in Frage. Qasem wollte Ingenieur und Kais Arzt werden, wie sein Vater. Beide waren sowohl in den naturwissenschaftlichen Fächern sowie in Englisch sehr gut; so schafften es die Eltern, den Jungen eine Probezeit von sechs Monaten auf einem Gymnasium zu ermöglichen. Während dieser Monate erhielten die Kinder Nachhilfe in Deutsch. Sie hatten keine freien Wochenenden und keine Ferien. Beide Eltern besuchten sämtliche Elternabende und beteiligten sich an allen Veranstaltungen. Da Kais für ein Medizinstudium in Freiburg bleiben wollte, wusste er, dass er dafür ein Abitur mit einem Schnitt von 1,0 haben musste. Das hat er schließlich mit viel Fleiß erreicht: Er wurde sogar Schulbester. Und Qasem studiert inzwischen Elektrotechnik, so wie er es vorhatte. Ady ist in der 8. Klasse im selben Gymnasium.

Die Eltern von Tanasis, Elena und Konstantinos kommen aus Griechenland und arbeiteten in einem Restaurant.

Sie hat als Köchkin alle nötigen Fortbildungen unter Mühen und Tränen geschafft. Der Vater ist im gleichen Betrieb und wird bald in Rente gehen. Als sie nach Freiburg kamen, sprachen sie kein Deutsch. Ihre Kinder sind aber in Deutschland geboren. Obwohl diese in der Grundschule gute Noten hatten, mussten die Eltern für jedes einzelne Kind für eine Gymnasialempfehlung kämpfen. Man sagte ihnen: »Sie als Ausländer mit ih-

Schule für alle

Von Helmut Gattermann

Es ist nicht kindgemäß, im Alter von 10 Jahren bereits die zukünftige Schullaufbahn festzulegen. Das meint *freiburger bündnis eine schule für alle e.V.* und setzt sich in und um Freiburg für ein längeres gemeinsames Lernen ein – wie in Ländern, die bei internationalen schulischen Untersuchungen auf den ersten Plätzen zu finden sind, z. B. Finnland und Kanada.

In Freiburg gibt es private Gemeinschaftsschulen (evangelische Montessorischule, Paula-Fürst-Schule, Waldorfschulen) und bislang nur zwei staatliche Schulen, die ein gemeinsames längeres Lernen ermöglichen (Staudinger-Gesamtschule und Gemeinschaftsschule Vigelius II). Doch im Umland wächst ihre Anzahl: Ehrenkirchen, March, Waldkirch, Ihringen. Sie bieten gemeinsames Lernen bis zur Klasse 10, eine individuelle Förderung auf allen Niveaus, Fremdsprachen innerhalb der Wahl-Pflicht-Bereiche und sind als verbindliche Ganztagschulen eng mit den örtlichen Vereinen vernetzt. Wir setzen uns vor allem dort ein, wo neue Schulen entstehen: In Dietenbach, wo eine Gemeinschaftsschule geplant ist, oder jetzt in Opfingen, wo nach der Schließung der Werkrealschule am Tuniberg für ein Gymnasium oder für eine Gemeinschaftsschule entschieden werden muss. Das Bündnis organisierte dort eine gut besuchte Veranstaltung. Uns ist wichtig einen Beitrag zur Meinungsbildung zu leisten: Je mehr Eltern die Nachteile einer frühen Selektion sehen, desto größer die Chance für eine Schule für alle.

■ Das Freiburger Bündnis »Eine Schule für alle« ist eine Initiative, die seit dem Bildungskongress »Längeres gemeinsames Lernen« der Freiburger Grünen, 2009 auf breiter Basis arbeitet.

rem
Deutsch
werden Ihre
Kinder nicht
unterstützen
können.« Die Eltern
blieben stur
und setzten
durch, dass
alle Kinder
aufs Gymnasium
kamen. Die Mutter
verließ die
Schule mit 15
Jahren, nun ist
sie genauso gut
wie ihre Kinder
und könnte selbst
das Abitur haben, da
sie alle Hausaufgaben
mitgemacht hat. Tanasis,
der Älteste, ist Physiker und
arbeitet in einer Firma, Elena
studiert an der PH und Konstantinos
macht eine Ausbildung zum
Hotelmanager.

■ Einige Namen von der Redaktion geändert
■ Wenn Sie mehr Beispiele kennen, schreiben sie uns gern: inzeitung@googlemail.com Betreff »Kampf für die Kinder«

Leben ohne Privatsphäre

Von Lena Santo

Alle Geflüchteten, die neu nach Freiburg kommen, leben seit diesem Jahr nur noch in einer zentralen Unterbringung. Die Kampagne »Grundrechte bitte am Eingang abgeben – Freiburger Zustände in der Landeserstaufnahmeeinrichtung« der Initiative LEA-Watch will den Menschen in Freiburg aufzeigen, was dies langfristig für das Zusammenleben bedeutet.

Auch schon bevor es die Landeserstaufnahmeeinrichtung (LEA) in der Lörracher Straße gab, war das Leben in den Gemeinschaftsunterkünften in Freiburg oft nicht einfach. Durch die LEA ändert sich jedoch grundsätzlich, wie geflüchtete Menschen in Freiburg wohnen und leben.

Solange Menschen verpflichtet sind in einer sogenannten Erstaufnahme zu wohnen, dürfen sie beispielsweise nicht arbeiten. Die einzige Möglichkeit sind Arbeiten innerhalb des Lagers, wo der Lohn bei 80 Cent in der Stunde liegt.

Momentan beträgt die Wohnpflicht in der LEA sechs Monate. Das heißt aber nicht automatisch, dass viele Menschen nicht auch deutlich länger dort bleiben müssen. Es gibt derzeit Pläne diesen Zeitraum auf 24 Monate auszuweiten.

Leben in der LEA bedeutet ein Leben ohne Privatsphäre: Ein- und Ausgangskontrollen, Besuchsverbot, tägliche Zimmerkontrollen. Die Zimmertüren sind nicht abschließbar. Das ist vor allem auch für die vielen traumatisierten Menschen eine sehr belastende Situation, die oft zu einer akuten Verschlechterung ihres Gesundheitszustands führt. Viele Bewohner*innen leben in ständiger Angst vor einer Abschiebung. Wenn nachts die Polizei in die Einrichtung kommt, werden oft alle Bewohner*innen geweckt, egal ob sie abgeschoben werden oder nicht. Es gibt viele Dinge, die man am Leben in der LEA und an der Politik, für die ein solches Lager steht, kritisieren kann. Wenn man mit den Bewohner*innen darüber spricht, was sie am meisten belastet, geht es ihnen meist nicht um die äußeren Bedingungen: Es geht ihnen darum, dass ihnen verwehrt wird, Teil der Stadtgemeinschaft zu sein. Dass ein Leben in Isolation und kompletter Fremdbestimmung mit unsicherer oder aussichtsloser Perspektive auf Dauer krank macht. Dass ihnen grundlegende Rechte vorenthalten werden.

Deswegen fragt die Kampagne »Grundrechte bitte am Eingang abgeben – Freiburger Zustände in der Landeserstaufnahmeeinrichtung«: Kann die Freiburger Stadtbevölkerung solch eine Einrichtung (mit)verantworten?

■ Informationen zu vergangenen und geplanten Veranstaltungen: leawatch.blogspot.eu

Werte versus Menschenrechte

Von Alexander Sancho-Rauschel

Das Autorenduo Eva Maria Bachinger und Martin Schenk stellt in seinem Buch *Wert und Würde: Ein Zwischenruf* einen interessanten Gegensatz fest: Während europaweit die Menschenrechte zunehmend relativiert oder gar völlig in Frage gestellt werden, wird zugleich immer mehr von Werten, oft auch von »unseren« Werten gesprochen. So entsteht in der öffentlichen Debatte Schritt für Schritt ein Ungleichgewicht, zwischen »unseren« Werten und den universellen Menschenrechten, die einen globalen Gültigkeitsanspruch haben, unabhängig von der jeweiligen Kultur oder »Landessitte«.

So nachvollziehbar und berechtigt der Schutz von regionalen Bräuchen, nationalen Traditionen oder gesellschaftlichen Besonderheiten auch sein mag – er darf nicht als Argument vorgeschoben werden, um damit das Recht auf Asyl infrage zu stellen oder die Diskriminierung von Minderheiten oder Migrantengruppen zu rechtfertigen. Mit genau solchen Argumenten jedoch setzen sich rechtspopulistische Regierungen auch in Europa über eine der wichtigsten rechtlichen Errungenschaften der Neuzeit hinweg.

Denn während Werte aus kulturellen Prozessen hervorgehen und sich ständig im Fluss der Veränderung befinden, sollen Menschenrechte diesem ständigen Neu-Verhandelt-Werden entzogen wer-

den. Denn genau das ist ja die Grundidee, dass sie weder individuelle Rechte beschreiben noch die Rechte von Staatsbürgern dieser oder jener Nation, sondern allen zustehen, und zwar weltweit.

Denker der Aufklärung wie Jean-Jacques Rousseau oder Immanuel Kant haben sich mit der Frage universeller Rechte beschäftigt, offizielle Gültigkeit bekamen sie in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung 1776 oder der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte 1789 im Zuge der Französischen Revolution. 1948 wurde schließlich mit globalem Anspruch die UN-Menschenrechtsdeklaration (Bill of Human Rights) verabschiedet, 1966 verstärkt durch die beiden verbindlichen Pakte über bürgerliche und politische Rechte sowie über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte. Für alle Länder, die sie unterzeichnet haben, sind sie bindendes Recht. Auch NGOs wie *Amnesty International* oder *Human Rights Watch* achten auf die Einhaltung.

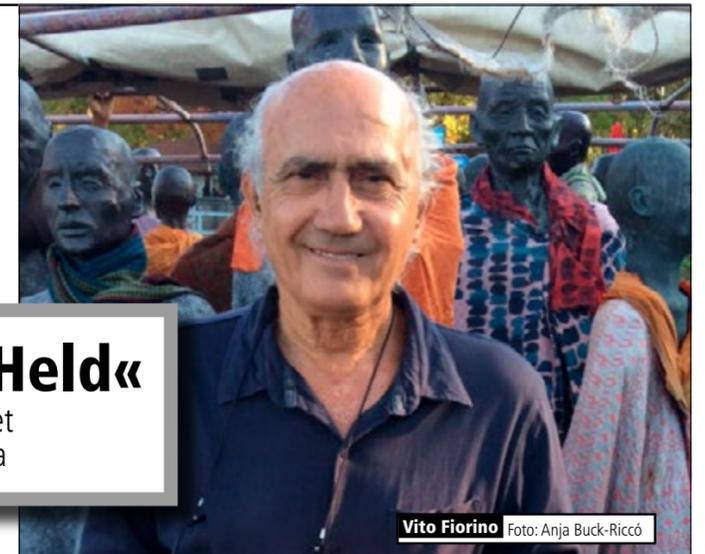
Als Ursprungsland des Menschenrechtsgedankens gilt übrigens das antike Persien, im heutigen Iran. Als Kyros der Große, der erste König Altpersiens, 539 v. Chr. die Stadt Babylon eroberte, wurden alle Sklaven für frei erklärt, die Gleichheit der Menschen und die freie Wahl der Religion verkündet. Vor genau 140 Jahren wurde der kleine Tonzylinder mit der in Keilschrift abgefassten ersten Erklärung der Menschenrechte ausgegraben – er ist bis heute im *British Museum* in London zu sehen.

Von Jenny Warnecke

»Wir hörten ihre Hilferufe und sahen sie zugleich. Ein Chor von Leidenden schallte aus dem Wasser. ... Es war kein Boot da. Es waren so viele. ... Unzählige, auch Leichen, aber kein Boot. Ihre Hände waren glitschig vom Öl. ... Aber das Schlimmste war, wir mussten entscheiden: Retten wir die links oder retten wir die rechts.« Vito Fiorino rettete in der Nacht des 3. Oktober 2013 mit seinem Fischerboot, der Gamar, mit sieben Freund*innen 47 Schiffbrüchigen das Leben. Seither nennen sie ihn Papa.

»Ich bin kein Held«

Der Fischer Vito Fiorino berichtet von der Rettung vor Lampedusa



Vito Fiorino Foto: Anja Buck-Riccó

Diese wahre Geschichte ist der Plot des Theaterstücks *Das Boot ist voll*. Vito Fiorino wurde nach Freiburg eingeladen, weil das Stück von ihm handelt, von einem einfachen Eisdienbesitzer auf Lampedusa. Sein Doppelgänger auf der Bühne heißt Willi Schlüter, Schauspieler am *Theater in der List* in Hannover. Seit Mitte 2018 hat er das Stück *Das Boot ist voll* über 100-mal aufgeführt. In Freiburg wurde es am 30. Januar in der Reihe *Kopfstand/FrauenRaum* in der *Passage 46* und am 31. Januar vor 250 Schüler*innen der *Edith-Stein-Berufsschule* gezeigt.

Vito war im Vorfeld keineswegs gut auf die jungen Geflüchteten zu sprechen. Seit dem arabischen Frühling im Jahr 2011 waren 9000 Tunesier auf Lampedusa angekommen – für die 6000 Einwohner*innen der Insel eine enorme Belastung. Die Bewohner*innen hatten »ihnen geholfen und gleichzeitig wollten wir, dass sie wieder verschwinden.« Denn »Lampedusa war eine stinkende öffentliche

Kloake geworden.« Vito hatte auch demonstriert gegen ein Europa, das mit dem *Dublin-Abkommen* die Verantwortung für die Geflüchteten allein den Mittelmeer-Anrainerstaaten überlässt. Mitten in diese Stimmung hinein fiel die Nacht der Rettung. Die Tat veränderte sein Leben.

Die Gedanken an die Nacht werden zu schwarzen Raben, die immer wieder auftauchen. Das liegt auch an dem Justizskandal, der sich um die Geschichte rankt. Der Prozess gegen Fischer, die mit ihrem Boot am Schauplatz waren, aber weder die Küstenwache alarmierten noch selbst Menschen retteten, wird seit Jahren verzögert. Auch die Küstenwache hat schwerwiegende Fehler gemacht, die von der Regierung nicht aufgearbeitet wurden. Vito wurde als »Nestbeschmutzer« ausgegrenzt und bedroht. Das Theaterstück schafft es auf einen

Schlag, die Ungerechtigkeit und Ohnmacht dieser Nacht zu veranschaulichen. Mit einer schauspielerischen Meisterleistung weckt Willi Schlüter als Vito die Erinnerungen von damals und erzählt dem Publikum von seiner Rettungsaktion. Der Applaus nach dem Stück war anhaltend, die Schüler*innen hatten viele Fragen und bedankten sich bei Vito Fiorino.

FAIRburg e.V. hat diese Produktion so wie Vito Fiorino selbst im Rahmen des Kooperationsprojekts *OPENION – Bildung für starke Demokratie* nach Freiburg eingeladen. Die Idee von *OPENION* ist, dass freie Träger und Vereine sich für Projekte mit Schulen zusammenschließen, die dabei eigene Ideen einbringen.

Im Rahmen des *OPENION*-Projekts fand am 19. Februar 2019 schulintern in der Edith-Stein-Schule die Podiumsdiskussion mit dem Titel »See-

notrettung hautnah – Erfahrungsbericht vom Mittelmeer« statt, von Vito Cornelis moderiert. Die beiden Mediziner Tim Groteclaus und Michael Schöttgen berichteten von ihrem Rettungseinsatz im Mittelmeer.

Drei Freiburger Berufsschulen haben im Rahmen des *OPENION*-Projekts außerdem das Thema *70 Jahre Menschenrechte* auf die Tagesordnung gesetzt. Das Projekt soll mit einer symbolischen Aktion abgerundet werden: *Nachwachsende Hoffnung – Bäume setzen als Bild für Migration*. Angehende Gärtner*innen sollen Bäume in der Stadt pflanzen, um auf die Migration aufmerksam zu machen und an die Ertrunkenen im Mittelmeer zu erinnern.

► Weitere Veranstaltungen von *FAIRburg* und zu dem Projekt »Ein Morgen vor Lampedusa«: www.fairburg.de



Das rettende Ufer Foto: kwasibanane

Kakteen-Absturz im Botanischen Garten: **15 Tote!**

Von Timur Abramovich

Vielleicht ist dieser Titel auf einer Seite der InZeitung etwas unerwartet. Nie in den bisher erschienenen 26 Ausgaben war etwas Ähnliches zu lesen. Irgendwie fehl am Platz. Und dennoch kommt einem dieser Titel bekannt vor.

Hat man sich nicht schon daran gewöhnt, dass einige Zeitungen, viel größere als unsere, auch regionale, ihre Leser mit solchen Schlagzeilen am Morgen begrüßen, manchmal auch mehrmals auf den Seiten eins bis drei? Ich habe mich schon immer gefragt, im Zug über meine Spielkonsole-Arbeitsstation-Smartphone-in-A4-Format auf die aufgeschlagenen Zeitungen meiner Nachbarn blickend, was die Redakteure sich so dabei gedacht haben. Vermuten sie wirklich, dass die Leser so misanthropisch und bereit für einen Anfall von Schadenfreude sind, dass sie auf diese News anspringen? Darüber, dass einige Mitmenschen diese Welt unerwartet verlassen haben?

Nein, so weit ist es bestimmt nicht gekommen. Wir können eventuell für dumm gehalten werden, aber nicht für dermaßen böse. Wird vermutet, dass solche Meldungen unser Mitgefühl und unsere Fähigkeit zu Solidarität ansprechen? Dass sie tiefe menschliche Sorge um das fragile Dasein der anderen in uns erwecken wollen, damit wir etwas

vorsichtiger miteinander und mit der Umwelt umgehen?

Ich würde es gerne glauben, aber einen gewissen Zweifel kann ich nicht loswerden. Es geht ja nicht um Aufrufe zu Hilfsaktionen, nicht um einen humanistisch motivierten Aufschrei für mehr Gerechtigkeit. Die Meldungen beschreiben nur eine Sachlage, bei der wir Leser gar nicht aktiv werden und etwas bewirken können. Wozu dann diese Art von Informationen? Wollen diese Zeitungen uns nur erschrecken? Thriller schaut man ja ab und zu gerne, aber doch nicht täglich und schon gar nicht am frühen Morgen... Damit sind alle meine Hypothesen ausgeschöpft, so dass ich in die vertraute und ruhige Welt der »Battle for Azeroth« und die der »Schwarzen Wüste« zurückkehren kann und weiterhin nur nebenbei beobachten, wie sich Tag für Tag das Katastrophen-Gerede immer weiter fortsetzt, ohne die leselustigen Zugpassagiere auch nur im Geringsten zu erregen oder zu stören.

Bis ich einmal anfang, während meines Spielverlaufs darüber nachzudenken, wie man sich eigentlich verhält, wenn man sich mit übermächtigen Gegnern oder bösen Kräften konfrontiert sieht. Gibt es hier keine Ähnlichkeiten, die eventuell dieses Paradox des Totenthills erklären könnten? Gerne wird angenommen, dass die Menge des Bösen in der Welt natürlicherweise begrenzt ist, und wenn jemand anderem etwas Schlimmes passiert, wird es hier und uns nicht passieren.

Vielleicht werden wir deswegen von ähnlichen Leiden verschont? In einer solchen Form der Berichterstattung geht es ausschließlich um nicht-personifizierte Tote und um Situationen, in denen keine Verbesserung der Lage und keine Unterstützung mehr möglich ist – sonst würde es unangenehm. Und doch kommt hier, im Gegensatz zu rein virtuellen Katastrophen, eine rudimentäre Empathie ins Spiel. Da das Unglück doch nicht so weit entfernt von uns passierte, ist es vorstellbar, dass unser Leben ebenfalls nicht nur komfortabel, geschützt und privilegiert ist.

Vielleicht stürzen morgen wieder einige Kakteen im Botanischen Garten um, diesmal auf uns? Wenn wir uns mit Verstorbenen imaginär identifizieren, kommen wir zum Schluss, dass unser aktuelles Leben, bei allem Komfort und Abgeschirmtsein, doch riskant und unsicher ist. Wir sind auch potenziell und immer in Gefahr und haben deswegen nur wenige Kapazitäten, um uns um andere (Lebendige oder Tote) zu kümmern. Deswegen sind diese Meldungen uns auch gewissermaßen egal! Sie sind in der Verpackung einer Nicht-Betroffenheit zu uns gekommen, wobei »die Toten« uns im Chorus eigentlich nur eine Botschaft übermitteln: Sei froh, dass Du jetzt lebst, so wie Du lebst. Ob die Zufriedenheit mit diesem Status Quo proportional zur Anzahl von Opfern wächst, können Sie, liebe Leser, selbst überdenken, wenn Sie morgen im Zug ganz gemütlich Ihre Lieblingszeitung aufschlagen.

Absturz-Drama!

Kakteentrümmer begraben
15 Deutsche auf dem
Botanischen Schlachtfeld
Foto: kwasibanane

Sonnengereift

Der italienische Quartiersladen in der Unterwiehre

Von Viktoria Balon

14 Uhr, ein Werktag. In dem kleinen Laden geht es betriebsam zu: Kunden tragen einer nach dem anderen Kästen mit Orangen hinaus, die meisten nehmen noch Käse oder Olivenöl mit. Sonnengereift ist ein Geschäft, das Produkte direkt von Erzeugern aus Italien importiert. Sonja und Luca Presentato kennen die Besitzer der Orangen- und Olivenbäume und wissen, dass deren Früchte und auch das Gemüse ohne Konservierungsstoffe und Pestizide reifen.

In einem zweiten – etwas nostalgisch dekorierten – Zimmer des Ladens sitzt man sehr gemütlich. Ein junger Mann genießt hier seine Mittagspause mit belegten Panini zwischen antiken Spiegeln, Bildern in goldenen Rahmen und auch Rahmen ganz ohne Bilder.

Zwei graziose ältere Damen trinken ihren Kaffee. »Solche Kleidchen, wie die hier an der Wand, hatten wir als Kinder an, so einen Hut mit Band hat meine Oma getragen. Für die Jungen sind solche Sachen vermutlich der Inbegriff der Gemütlichkeit,« sagt eine von ihnen. »Ich bin aus diesem Viertel, bin hier aufgewachsen und kenne diesen Raum seit 1938 als Milchgeschäft, wo Milch noch in Kannen abgefüllt wurde.« Ihre Freundin ergänzt »Solche Quarztierläden sind heute eine Gegenbewegung zu Supermärkten: Menschlicher Kontakt und die Freude darüber, dass man sich wieder sieht, sind wieder wichtig. So eine Atmosphäre schaffen diese Geschwister – sie sind sehr liebenswert.«

Luca ist in Gießen geboren und als Baby mit den Eltern nach Palambara, 30 Kilometer entfernt von Rom umgezogen. Dort wurde Sonja geboren. Als Sonja sieben und Luca neun Jahre als waren, zog die Familie zurück nach Gießen, aber jeden Sommer waren sie bei den Großeltern in der Toskana. Ihr Vater ist Sizilianer. Nachdem ihre

Eltern vor ein paar Jahren ein Haus in Sizilien mit Granatapfel- und 100 Olivenbäumen gekauft hatten, entdeckten die Geschwister für sich immer mehr die Insel mit ihren herzlichen und chaotischen Bewohnern, das gute Essen und die besten Orangen. Dabei kann nur der Papa Sizilianisch sprechen und verstehen.

»Die goldenen Rahmen kommen von meinem italienischen Onkel, die Couch ist mit meinen Eltern aus Italien gekommen, sie war noch vor mir da im Wohnzimmer,« sagt Sonja, die auch künstlerisch aktiv ist und den Raum gestaltete. »Viele Sachen kommen von mir privat: eine Pfauenfeder, die Schiffsmodelle hier, der Globus, die alten Karten – ich wollte eigentlich mein Zimmer damit dekorieren. So persönlich sind auch einige unsere Waren: Die Marmelade wie auch die Datteln und Tomaten in Gläsern machen wir selbst nach den Rezepten von Oma; Papa macht die Tomatensauce. Das unterscheidet unser Geschäft von anderen.«

Wahrscheinlich hat man deshalb das gleiche Gefühl wie die Japanerin Emi – auch eine Stammkundin: »Als ob man bei Bekannten aus anderen Stadtteilen ist! Die Lebensmittel hier sind lecker, die Gäste nett und alle eine ähnliche Art von Menschen. Oft treffe ich hier zufällig Bekannte aus anderen Stadtteilen.« Hier lernt man sich mit der Zeit tatsächlich besser kennen. Als Luca nach Japan reiste, konnte Emi ihm viele Tipps mitgeben.

Luca kam nach Freiburg, um Hotelmanagement zu studieren. Dann, nach einem Jahr als Kellner in London und einem Orangenstand auf dem Markt in Herdern, fing er 2014 mit dem Geschäft an. Sonja kam nur für einen Monat, um ihn zu besuchen und kurz auszuhelfen – und blieb. Luca wollte schon immer ein eigenes Geschäft. »Es macht Spaß sich zu ver wirklichen, Dinge zu machen, die man sinnvoll findet, Produkte anzubieten, die man selber gerne isst und sein eigener Chef zu sein.«

»Wieso habt ihr die Fotos vom alten Milchgeschäft so zentral aufgehängt?«, frage ich. »1910–1980 gab es diesen Laden. Die alten Besitzer haben uns diese Bilder gebracht! Wir haben sie gern aufgehängt, weil wir es auch super finden, so wie unsere Seniorenkunden, dass es nach 30 Jahren Unterbrechung hier wieder das Ursprüngliche gibt.«

▲▲▲ In dem kleinen Laden geht es betriebsam zu

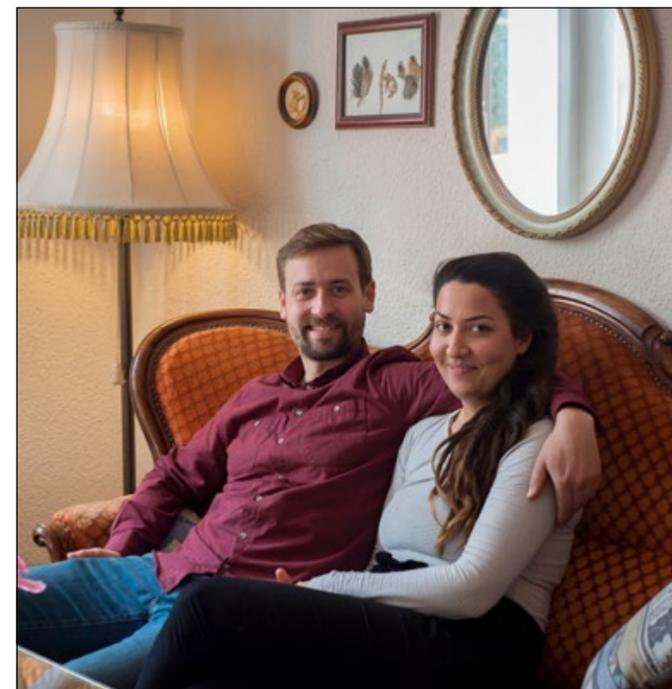
▲▲ »Viele Sachen kommen von mir privat«

◀ Sonja und Luca Presentato

Fotos: Fabrizio Galuppi

► www.sonnengereift.com

■ Lorettostraße 48, Di–Sa 10:00–18:30



InTipps

Wie sicher ist Afghanistan? [Film und Diskussion] Diese Frage ist zunehmend in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit dem Land gerückt. Inzwischen dominieren Themen wie Rückführung und sichere Herkunftsländer die oft kontroverse und intensive Diskussion rund um das Land. Doch wie ist die Lage vor Ort zu bewerten? Mit welchen Problemen haben diejenigen zu kämpfen, die freiwillig nach Afghanistan zurückgekehrt sind oder dorthin abgeschoben wurden? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der Film des afghanischen Dokumentarfilmers Mohammad Mehdi Zafari »Return to Afghanistan – die vielen Gesichter von Flucht und Migration«.

■ **Fr 12. April, 20:00, Glashauss im Rieselfeld, Maria-von-Rudloff-Platz** ■ **Anmeldung erforderlich: www.fes.de/veranstaltungen/?Vernummer=232110** ■ **Eintritt frei**

Zusammen erzählen. [Erzählcafé] Im Erzählcafé kannst du deine Geschichten teilen: Was war ein wichtiger Moment in deinem Leben? Erinnerst du dich noch an das erste Mal verliebt sein? Hast du dich schon einmal vor jemandem versteckt? Im Erzählcafé kannst du im kleinen Kreis oder für Alle erzählen. Alle Sprachen sind willkommen! Kleine Tipps und Tricks können dir helfen dein Erzählcafé weiter zu entwickeln. ■ **Jeden 2. Donnerstag im Monat: 11. April / 9. Mai / 6. Juni / 11. Juli, 19:00 Uhr Strandcafé, Adlerstr. 12** ■ **Eintritt frei** ■ **Kontakt: info@kathinkamarcks.com**

Biografiegespräche [zwischen Menschen deutscher und ausländischer Herkunft] Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte erzählen ihr Leben. ■ **Fr 24. Mai 14:00 – Sa 25. Mai 2019 20:00 + Fr 13. September 14:00 – Sa 14. September 20:00** ■ **Die Teilnahme ist kostenlos.** ■ **Kontakt für Interessierte: Amt für Migration und Integration, Tel: 61 201 6334, yvonne.eckenbach@stadt.freiburg.de**

Gutscheine für Bildung und Teilhabe. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene erhalten zusätzlich zu den monatlichen Leistungen des Jobcenters, der Wohngeldstelle, des Sozialamts oder des Amtes für Migration und Integration auf Antrag einen Gutschein für Bildung und Teilhabe. Dieser Gutschein berechtigt z.B. zu Schulausflügen, Mittagessen in der Schule, Hort und Kita sowie bei Musik, Sport und Spiel in Vereinen und zu zahlreichen Workshops. Eine Auszahlung des Gutscheines in Bargeld ist nicht möglich. ■ **Weitere Infos: Amt für Soziales und Senioren der Stadt Freiburg, www.freiburg.de/bildung-teilhabe** ■ **Für jedes Kind ist ein gesonderter Antrag erforderlich. Bitte stellen Sie die Anträge rechtzeitig.**



Rosa Maria aus Mouraria

Die Zeitung des vielfältigen Lissabons

Von Viktoria Balon

Wir sitzen mit Patricia – unserer Rezept-Autorin und gebürtigen Portugiesin – im Café. Das schon seit drei Stunden und wir blättern in der Rosa Maria. Patricia übersetzt und wir haben dabei richtig Spaß. Wir erfahren viel über den solidarischen Schönheitssalon und das Lokal Kaffee gependet, über exotische Produkte vom Markt und wie die chinesische Mandarin-Sprache auf Arabisch heißt. »Eine andere InZeitung«, sagt Patricia – auf Portugiesisch.

Tatsächlich gibt es viele Ähnlichkeiten zwischen unseren beiden Zeitungen. Rosa Maria wurde ebenfalls 2010 geboren, sie richtet sich an die Gesamtbevölkerung und wird partizipativ gestaltet: 70 Menschen aus 15 Nationalitäten machen mit – so steht es auf der Titelseite der aktuellen Nummer vom Dezember 2018. Die Themen werden auch in einer offenen Runde vorgeschlagen, die Rubriken sind ähnlich und sogar oben im Kolumnentitel sieht man verschiedene Sprachen.

Doch Rosa Maria ist so einzigartig wie Mouraria – der vielfältigste Bezirk Lissabons mit einem reichen historischen Erbe. Im 12. Jahrhundert wohnten hier nur Mauern, später dann besiedelten dieses Viertel Menschen aus aller Welt – die ärmsten Bewohner Lissabons, vor allem Handwerker. Auch wurde hier der Fado geboren. Heute spricht ein großer Teil der Bevölkerung Bengalesisch, Chinesisch und viele andere Sprachen.

Ich habe mit Tai, der Chefredakteurin, via Skype über ihre Zeitung gesprochen: »Rosa Maria ist die Community-Zeitung von Mouraria. Von Anfang an haben sich viele Volontäre dafür engagiert – auch bekannte Fotografen und Journalisten. Herausgegeben wird sie von der NGO »Assoziation Renovar a Mouraria« und sie erscheint alle sechs Monate. Die Assoziation fördert auch viele andere Projekte, unter anderem Migrantour, bei der Migrant*innen für Touristenführungen geben und aus ihrer eigenen Perspektive durch ihre Viertel führen. Alle Projekte finden ihren Platz in der Zeitung.«

Hauptthema der Rosa Maria ist die Vielfalt in Mouraria und das Leben dort: hier ein neuer Fahrstuhl neben einer Treppenstraße, dort eine Reportage über die Kampagne Krieg dem Müll und dazu Informationen darüber, was eigentlich dieses Schild »Halal« bedeutet, das auf vielen Lebensmittelgeschäften zu sehen ist – und das in zwei Sprachen: Portugiesisch und Mandarin. Man erfährt durch diese Zeitung, wie ein Kopftuch in verschiedenen Ländern modisch gebunden werden kann und lernt über die Geschichte der jüdischen und muslimischen Friedhöfe. Auch die



► Rosa Maria Nr. 1, Nr. 4 und die aktuelle Ausgabe Nr. 10

◀ **Taiane Barroso** (rechts) und die »Titel Familie«
Foto: Sezgi Eser (Türkei) / Human Proof

weltberühmte Fado-Sängerin Mariza begibt sich mit Rosa Maria auf einen Spaziergang. Und die Zeitung ist häufig kritisch, vor allem was die Gentrifizierung des Bezirks betrifft.

Tai: »Die aktuelle Nummer ist wie immer das Resultat des Prozesses, der mit vielen Händen, Köpfen und Herzen vor sechs Monaten startete. Mehr als die Hälfte der Autor*innen und Fotograf*innen sind nicht professionell. Wir wollen maximale Diversität: die der Rede- und Schreibstile, der Kunstarten und der Ansichten. Wir entwickeln eigene Sprachen: z. B. mein brasilianisches Portugiesisch ist schon mit dem Portugiesisch von hier vermischt und in dieser »dritten Sprache« schreibe ich, auch über eine Familie aus Nepal. Dann übersetze ich den Artikel für sie ins Englische. Ich bin überrascht, wie diese Menschen alles geben und wie gut sie schreiben! Unsere Leser, die Rosa Maria cool finden, helfen bei der Verteilung. 10 000 Exemplare wurden bei Events, auf der Straße, in Restaurants, Apotheken, Universitäten und Bibliotheken kostenlos verteilt. Wir feierten das Resultat zusammen mit den Bewohnern, und es würde nicht so viel Spaß machen, wenn nicht so viele Menschen in den ganzen Prozess involviert wären.«

Die Assoziation Renovar a Mouraria ist global vernetzt und hat viel Erfahrung mit internationalen Projekten. In der Rubrik Die Anderen Mourarias wird über Migrant*innen-Viertel rund um den Globus berichtet, diesmal über Kurtuluş in Istanbul. Rosa Maria entwickelt gerade im Auftrag des EU-Fonds AMIF (Fund for Asylum, Migration and Integration) ein Modell, wie man in verschiedenen Städten der Welt Migrant*innen mit Hilfe einer Zeitung integrieren kann.

■ **Taiane Barroso** (Tai) ist Sozialwissenschaftlerin aus Brasilien, Community-Mediatorin bei Assoziation Renovar a Mouraria und Chefredakteurin der Rosa Maria.

Consonances – Einklang und Harmonie

Der Deutsch-Französische Kulturverein Consonances aus Freiburgs Partnerstadt Besançon veranstaltet seit 2013 Malerei-, Skulptur- und Fotoausstellungen sowie Theaterpräsentationen mit klassischer Musik und Poesie auf Deutsch und Französisch. Ziel ist, die beiden Städte näher zu bringen und die Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern. Im Rahmen der 60-jährigen Städtepartnerschaft plant Consonances in diesem Herbst Ausstellungen in Besançon und in Freiburg mit dem Thema »Morgen: Künstler*innen aus Besançon und Freiburg befragen die Zukunft«. Wir sind gespannt auf die verschiedenen Blicke in die Zukunft, in einer Zeit, in der die Geschehnisse Europas und der Welt am Scheideweg zu stehen scheinen.

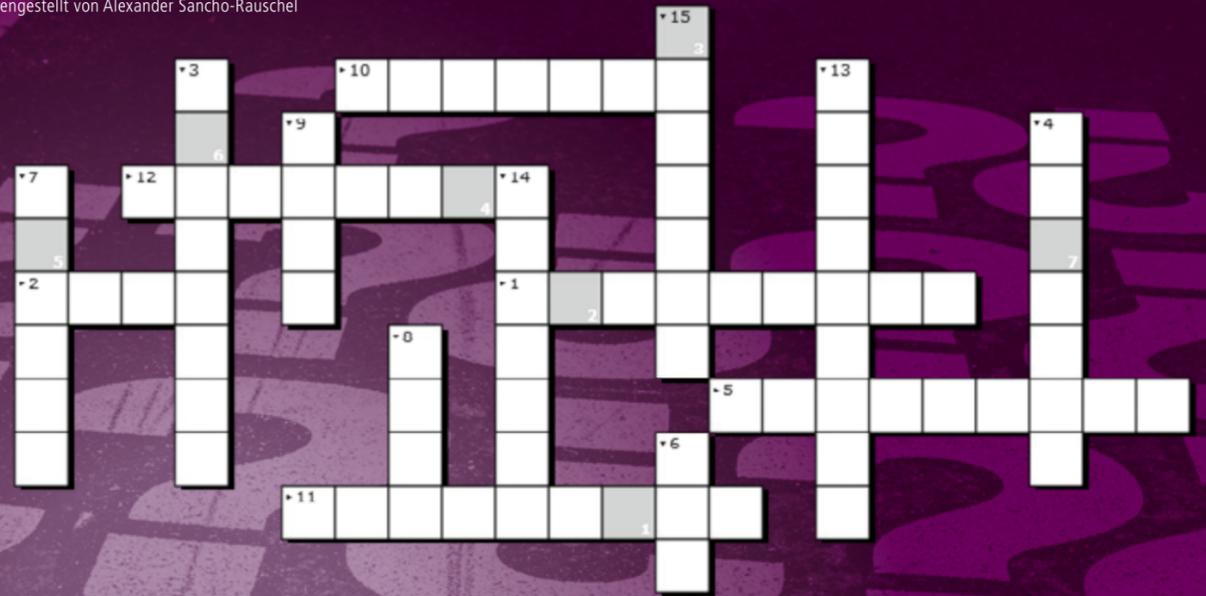
■ **Foto:** Ausschnitt einer Fotocollage von kwasi-banane mit dem Titel »Reisefieber«. Sie war ein Beitrag zur Gruppenausstellung 2015 mit dem Thema »Invitation au Voyage – Einladung zur Reise«. Die Collage thematisiert das Fieber und die Freiheit, auf dem Weg zu sein – mit offenem Horizont und ohne Grenzen.

■ **Kommende Veranstaltungen von Consonances:** ■ Klavierstücke und Melodien von Debussy mit Lyrik am 17. Juli im Goethe-Institut Freiburg ■ Ausstellung in der Schwarzwald City und im Geiges-Turm Freiburg: 13. – 27. September ■ Ausstellung im Salle Proudhon Besançon: 3. – 10. Oktober ► www.consonances.org



Das ist die Frage. Das Interkulturelle Kreuzworträtsel.

Zusammengestellt von Alexander Sancho-Rauschel



1 2 3 4 5 6 7

Lösung: Öffentliches Forum der InZeitung zum interkulturellen Austausch

1. Interkulturelles Magazin – 2. Infozentrum für Interkulturelles – 3. Großer Freiburger Verein für Interkulturelles – 4. Gruß in Indien – 5. Beliebtes Nudelgericht aus Italien – 6. Hallo auf Dänisch – 7. Hallo auf Russisch – 8. Hallo auf Spanisch – 9. Danke auf Schwedisch – 10. Guten Tag auf Türkisch – 11. Größter Staat Südamerikas – 12. Französische Partnerstadt Freiburgs – 13. Japanische Partnerstadt Freiburgs – 14. Hauptstadt von Kenia – 15. Leckerer Kichererbsengericht



Bolo de Bolacha

Der süße Geschmack Portugals

Das portugiesische Hinterland.

Orte nostalgischer Sehnsucht und süßer Tradition Foto: kwasibanane

Die ersten Eindrücke von Student*innen und Schüler*innen des United World Colleges (UWC) und des Goethe-Instituts (GI)

Was hat dich an Freiburg überrascht?

Im Vergleich zu Paris ist Freiburg eine sehr grüne Stadt mit vielen Parks; das ist richtig schön.

Theo, Frankreich, UWC

Ich war sehr überrascht, als ich gehört habe, dass Freiburg die Stadt mit dem besten Wetter in Deutschland ist – ich finde es sehr kalt hier.

Ebra, Ägypten, UWC

Seltsam, dass sich in Freiburg alle an Verkehrsregeln und Ampeln halten. Bei mir zuhause fahren alle, wie sie wollen.

Fikret, Türkei, UWC

In Peru muss man, wenn man eine Straße überqueren will, lange warten, bis eine Zeit lang kein Auto kommt. Hier gibt es Zebrastreifen. Als ich das erste Mal über die Straße gehen wollte, wartete ich, aber die Autos warteten auch. Ein Mann fragte mich, wieso ich nicht einfach die Straße überquere. Ich kannte zu dem Zeitpunkt das Wort »überqueren« nicht. Also stand ich bloß ratlos da und wartete weiter, bis die Straße leer war.

Christian, Peru, GI

... und was fehlt dir hier?

Ich hatte erwartet, dass man hier überall Sauerkraut zu essen findet. Dabei muss man gezielt auf den Speisekarten der Restaurants danach suchen. Dass die Läden sonntags geschlossen haben, finde ich auch nicht gut. Der Sonntag ist hier in Deutschland sehr langweilig.

Cian, Australien, GI

Mir fällt spontan nichts ein, was mir fehlen sollte. Ich genieße Freiburg sehr und freue mich immer über das gute Essen wie Schnitzel mit Brätele.

Mao, Japan, GI

Von Patricia Aparicio

An allen meinen Geburtstagen fand ich den Bolo de Bolacha auf dem Tisch. In Abrantes, der Stadt, in der ich geboren bin, gibt es viele Pastelarias, in denen man viele andere köstliche Süßigkeiten der Region Ribatejo erhält. Üblich sind Tigelada, Palha de Abrantes und natürlich die Pastes de Nata, Süßstücke, die ich absolut vermisse, doch leider niemals nachbacken konnte. Als meine Familie nach Deutschland, in die Nähe von Heilbronn, zog, brachten sie also den Bolo de Bolacha mit und so wurde er zu meinem Lieblingsdessert.

Und als ich mit sieben Jahren mit meiner Familie nach Eppingen (bei Heilbronn) umzog, änderte sich viel, doch nicht diese Tradition. Der portugiesische Keks-Kuchen ist ebenso einfach wie lecker herzustellen. Es gibt viele verschiedene Rezepte: mit Sahne oder ohne, mit Eischnee oder ohne – in jedem Haus ein



Bolo de Bolacha.

Zubereitung und Foto: Patricia Aparicio

bisschen anders. Mein Lieblingsrezept hat nur fünf Zutaten: Zucker, Butter, Ei, Kaffee und Kekse. Traditionell verwendet man die Bolacha Maria (runde Butterkekse), die für viele portugiesische Desserts verwendet werden. Die Bolacha Maria werden nach dem Eintauchen in kalten Kaffee meist in einer Blumenform auf einen Teller gelegt. Einer in der Mitte und die anderen rundherum. In Deutschland benutzt man alternativ dazu Leibniz-Kekse. Diese schöne Blume wird dann mit Kekskrümeln oder Streuseln bestreut.

Diese beliebte Nachspeise wird oft an Geburtstagen, an Feiertagen oder für ein gemeinsames Essen mit der Familie oder mit Freunden zubereitet. Schon sehr früh durfte ich meiner Mutter dabei helfen und später übernahm ich die Aufgabe komplett, während sie sich stundenlang um den Hauptgang kümmerte. Wenn sich meine Freunde hier und heute einen kulinarischen Beitrag von mir wünschen, hoffen die meisten auf einen portugiesischen! Viele kennen also den Kekskuchen. Der süße Geschmack Portugals.

Rezept für 10–15 Portionen

- 2 Tassen Kaffee
- 2 Päckchen Butterkekse (ca. 400g)
- 200g Zucker
- 200g Butter
- 1 Ei (Eiweiß)

- 2 Tassen Filterkaffee kochen und zum Abkühlen in einen tiefen Teller gießen
- das Eiweiß vom Eigelb trennen
- Eiweiß mit dem Zucker schlagen, danach weiche Butter und 2 Esslöffel Kaffee dazu geben und zu einer Creme verrühren.
- Butterkekse in kalten Kaffee eintauchen und in eine beliebige Form auf einen Teller legen

- vorsichtig eine Schicht Creme auf die Kekse streichen
- abwechselnd in Kaffee getauchte Kekse und Creme aufschichten
- zum Schluss den Kuchen mit einer Cremeschicht bedecken und mit Kekskrümeln oder Zuckerstreuseln bestreuen
- zum Kühlen in den Kühlschrank stellen